



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 244.

Mittwoch, 17. Oktober.

1928.

(15. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

„Bedaure, das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause“, sagte der Diener. Er hielt die Hand an der Türklinke, als wolle er dem Besucher den Eingang versperren.

Grottek wollte ärgerlich umkehren, als eine tiefe Stimme herabgröhlte: „Aber ich bin da.“

Er blickte empor. Ueber das Geländer des Balkons beugte sich die massige Gestalt Broderjens.

„Darf ich kommen?“ fragte er mit lebhaftem Gruß.

Broderjen schwieg einen Augenblick, als wolle er sich erst vergegenwärtigen, wer der Besuch war. „Herzlich willkommen!“ donnerte er dann herunter. „Herzlich, wie immer, Herr Baron, oder wie man Sie anreden soll. Kommen Sie und leisten Sie einem alten Mann Gesellschaft. Sie tun ein gutes Werk.“

Der Diener riß die Tür auf.

„Na also“, meinte Grottek lächelnd. „Warum nicht gleich?“ Er warf ihm Hut und Mantel zu und ging die Treppe empor.

Oben an der Tür stand Si. Ihre großen Hundeaugen blickten ihn an. Aber sie schienen ihn nicht zu prüfen. Sie sahen durch ihn hindurch, über ihn hinweg.

„Guten Tag, Si!“ Er dachte an Surrmanns Schwärmerie und nickte ihr vertraut zu. Sie neigte sich mit einer feierlichen Gebärde und huschte davon, ihm den Weg zeigend. Ob sie wohl sprechen kann, dachte er.

Broderjen saß an einem Teetisch, der für zwei gedeckt war. Es schien Grottek als ein Zeichen dafür, daß Inge erwartet wurde.

„Nehmen Sie Platz, junger Freund, und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkam. Alte Leute haben ihre Eigenheiten.“ Mit dröhnendem Lachen preßte er Grotteks Hand.

Trotz der Freundlichkeit des alten Herrn fühlte sich Grottek bedrückt. Was sollte er mit ihm sprechen? Das einzige Thema, an dem ihm lag, durfte hier nicht berührt werden — das fühlte er.

„Herrlich wohnen Sie hier“, begann er endlich und schämte sich des banalen Anfangs.

„Ja, unten die Stadt, die hier nicht mitzureden hat, rings die Gärten, eigens zur Verschönerung meiner Aussicht gepflanzt... und die Sonne, vergessen Sie die Sonne nicht. Ich habe in meinem Leben nämlich so viel Sonne geschluckt, daß ich immer friere.“

„Warum sind Sie da nicht tiefer in den Süden gezogen?“

„Nein, nein, ich brauche Wechsel. Nie ist die Sonne so schön, als wenn sie nach einem Winter voll Schnee und Kälte einem wieder auf den Pelz brennt. Das ist Lebenslust, mein lieber junger Freund: die Veränderung erhält frisch. Alles treibende Element beruht auf dem Wechsel, auf dem Rhythmus. Ohne ihn keine rechte Melodie. Das werden Sie mir bestätigen können.“

Si stand neben Grottek und goß ihm Tee ein. Herber Duft strömte aus ihrem glatten, schwarzen Haar. Tiergeruch — empfand er wieder — Wildgeruch. Ach, Surrmann würde Schöneres gedacht haben...

„Bedienen Sie sich! Das nächste Mal weiß Si schon,

was Sie brauchen. Nehmen Sie eine Wodka? Sie ist nach einem Rezept der Zarentüche gebraut. Oder Whisky? Sie dürfen nicht vergessen, daß die Nationen, die ihn am meisten trinken, die Welt beherrschen: die Angelsachsen.“

„Und Amerika?“

„Das ist ein raffiniertes Land, haha! Machen wir uns nichts vor: jener weiße Gesetzgeber, der die Prohibition einführte, handelte wie Mohammed, als er seinen Gläubigen den Wein verbot. Er schenkt seinen Landsleuten das Verbot als Anregung und neuen Reiz. Er war ein Menschenkenner. Jetzt ist es drüben Ehrensache, einen Whiskykeller zu haben.“

Grottek lachte. Aber seine Blide blieben unruhig an den langen, schweren Händen drüben haften, die langsam über den Tisch zur Tasse krochen — wie Tiere mit eigenem Leben.

„Meine Tochter las mir neulich aus Schillers Briefen vor. Er bedankte sich da sehr sachverständig für eine Weinsendung, die ihm sein Verleger geschickt.“

Grottek fühlte sich freier, seit Inge erwähnt war. „Solche Verleger gehören heute in das Reich der Fabel wie die Seeschlange.“

Broderjen ließ die Tasse heftig niederklirren. Seine grauen Brillengläser blickten ihn zornig an. „Die Seeschlange — ein Fabeltier? Wissen Sie nicht, daß sie im australischen Meer von glaubwürdigen Leuten gesehen wurde?“

„Das ist mir neu.“

Der Stierkopf Broderjens war vornübergebeugt, als er in fast drohendem Ton fortfuhr: „Lesen Sie die Berichte von Le Soniew und vom Kabelschiff „Osborn“, das Seeschlangen von 60 Fuß Länge beobachtet hat. Ich selber sah an der Queenslandküste eine, die mit einem jungen Walisch kämpfte und ihn bewältigte. Sie erwürgte ihn wie die Bora ein Kalb und zog ihn hinab.“

Grottek wollte fragen, wieviel Whisky er damals gerade geleert hatte, aber wagte keinen Scherz und murmelte nur etwas von der Möglichkeit einer Sinnesänderung.

Er bereute seinen Einwurf sofort. Broderjen schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen und Karaffen zu tanzen begannen. „Wie können Sie nur so etwas glauben! Ich sah sie doch.“

Grottek begriff nicht, wie man sich über eine Seeschlange so erregen konnte. „Natürlich, wenn Sie sie sahen...“

„Freilich sah ich sie mit meinen eignen Augen. Ich war damals dreißig Jahre alt und hatte Augen wie ein Seeadler. Wie ein Seeadler“, wiederholte er leiser, und seine Stimme bekam einen weichen, fast traurigen Beifang.

Aus dem Nebengarten rief eine gutturale Stimme: „Mister Broderjen?“

Der Angeredete warf sofort seinen Körper in der Richtung der Stimme herum und rief lachend: „Kommen Sie nur, Frau Gräfin. Hier sitzen zwei Bewun-

derer von Ihnen, ein alter und ein junger. Zum Ausschauen."

Grotted beugte sich über die Brüstung, um zu sehen, wessen Bewunderer er sei. Eine kleine, corpulente Dame im grauen Haar stand am Gartenzaun und sagte: „Ich kann leider nicht. Ich bin doch Sklavin des gräßlichen Gartens, und der Gärtner läßt mich wieder im Stich. War er schon bei Ihnen?“

„Ja. Entschuldigen Sie schon, daß ich so ungallant war, ihn anzunehmen. Uebrigens werden Sie mit jedem Tage jünger und schlanker.“

Die Gräfin quittierte über das faustdicke Kompliment mit glücklichen Trillern. „Immer Schwerenöter, der Mister Brodersen! Denken Sie, Spaziergänger haben wieder meine schönen Forsitten geknickt. Was macht man nur gegen dies Gesindel?“

„Schiefen!“ brüllte Brodersen überzeugt hinunter. „Oder lassen Sie einen Ihrer Panther los!“

Nun wußte Grotted, wer die Dame unten war. Einst hatte sie als Miß Lawrence, die kühne Löwenhändigerin, die Plakate aller Zirkusse der Welt geziert. Ihre zwölf abessinischen Löwen waren berühmt gewesen. Tausende hatten in wollüstigem Grauen geschauert, wenn sie dem größten den Kopf in den weit aufgesperrten Rachen gesteckt hatte. Eines Tages hatte sie ein ungarischer Graf geheiratet, die Bestien wurden verkauft — nicht ohne einen Verzweiflungsausbruch der Domppteuse, die nun ihren Kopf in den Rachen der Ehe steckte.

Merkwürdigerweise war die romantische Ehe glücklich geworden, während die Tiere dem Nachfolger kein Glück brachten: sie kamen auf einer südamerikanischen Tournee bei einem Eisenbahnbrand um. Nun war die Gräfin längst Witwe und saß mit den Resten ihres Vermögens in ihrer Vaterstadt, da und rund, keineswegs an ihre bunte, gefährliche Vergangenheit erinnernd.

„Meine Panther? Ach, hätte ich sie nur behalten! Wissen Sie, daß man mich einmal im Cirque Medrano in Paris pfänden wollte? Ich saß inmitten meiner Panther und sagte: „*Si vous plaît, monsieur?*“ Was für eine Zeit! Le Rire brachte eine glänzende Karikatur des armen Beamten. Ist Fräulein Inge nicht da?“

„Nein, sie spielt Hausfrau und kauft ein.“

„Hausfrau? Caracho. Das riecht so nach Marktfarb und Saisonausverkauf.“

„Was wollen Sie? Die Zeiten sind schlecht. Also ich schade sie Ihnen, da Sie sich doch nicht zu mir herwagen.“

Sie lachte kofelt hinauf. „Sie sind mir zu gefährlich, Mister Brodersen.“

Brodersen wandte sich wieder seinem Gast zu. „Ich habe Miß Lawrence, die eigentlich Lorenz hieß, in Konstantinopel kennengelernt. Es ist lange her, und daß wir einmal Nachbarn werden würden, hätten wir uns nicht träumen lassen. Sehen Sie mich nicht so spitzbübisch an: verliert habe ich mich auch damals nicht in sie, by Jove.“

Grotted war verwundert: er hatte den Hausherrn gar nicht angesehen. Sein Blick war gerade auf die Straße abgeirrt, wo ein Auto herankam. Aber er wagte nicht zu widersprechen.

„Welches Instrument haben Sie heute schon gespielt, Sie vielseitiger Tausendkünstler?“

„Heute war ein feiner Tag. Ich spielte heute nur das königliche Spiel.“

„Also Schach. Haben Sie mein koreanisches Spiel gesehen? Es steht da drinnen irgendwo und verstaubt.“

Grotted, der das für eine verhüllte Aufforderung ansah, lud ihn zu einer Partie ein. Es war ja auch der beste Ausweg, um hier auf Inge zu warten. Er würde schon dafür sorgen, daß die Partie sich hingog.

„Sie sind zu liebenswürdig, wirklich.“ Brodersen reichte seine Hand herüber. „Aber ich bin gar nicht in Form, wie die Sportleute sagen.“ Grotted begriff nicht, womit er dem „Gorilla“ solchen Gefallen getan hatte, daß er ihm immer wieder und wieder die Hand drückte.

Aus der Partie wurde nichts. Brodersen begann wieder von seinen Reisen zu erzählen und unterbrach

sich plötzlich mit der unvermittelten Frage: „Bringt Grotthausen viel ein?“

Grotted war empört. „Das dürfte Sie kaum interessieren.“

„Nehmen Sie es einem Geschäftsmann und alten Mann nicht übel“, sagte Brodersen ganz sanft, „wenn er so geradeaus fragt. Aber die Zeiten sind für Deutschland ja nicht gerade rosig angehaucht. Können Sie davon leben?“

„Das klingt ja wie ein Verhör“, bemerkte Grotted gereizt. „Ich komme aus, und mehr braucht man nicht.“

„Warum wohnen Sie nicht dort, in Ihrer Heimat?“

„Sie wohnen ja auch nicht in Ihrer Heimat.“ Er fühlte die Ungezogenheit seiner Antwort, aber freute sich ihrer. Das Sprunghafte in Brodersens Unterhaltung hatte ihn verwirrt. Er hatte das Gefühl, daß der düstere alte Mann dort mit ihm spielte, daß alles nur dazu bestimmt war, das Gespräch unübersichtlich zu machen, um jäh mit einer entscheidenden Frage den geplanten Ueberfall zu machen. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: Inge ist gar nicht fort, sie ist irgendwo in diesem weitläufigen Haus, und man verheimlicht sie vor mir . . .

(Fortf. folgt.)

Die Zigarette.

Von E. Petzsch-Krapp.

Draußen verblaßt ein goldener Spätsommertag. Und im Café flammen die Lichter auf. Es duftet nach Kuchen, nach Zigaretten und Parfüms. Links in der Ecke sitzen Robert und Irene, die sich unausgesprochen lieben.

„Prachtvolle Tage sind das eben, nicht wahr?“ sagt Robert. „Diese Sonne —“ Was red ich nur zusammen, denkt er. Was kümmert mich denn die Sonne, wenn sie bei mir sitzt! Außerdem brennt ja bereits das Elektrische!

„Ja, fabelhaft schön“, sagt Irene. Sie möchte ja am liebsten sagen: „Aber nur, weil du bei mir bist“, aber das geht natürlich nicht. Das machen sie bloß im Theater so oder im Film. Hier im Café redet man ja nur hohles Zeug, von dem das Herz gar nichts weiß.

„Rauchen Sie?“ sagt Robert, und hält seine silberne Zigarettendose hin.

„Nein, nein, danke!“ Aber sie sieht lächelnd zu, wie sich Robert jetzt eine Zigarette ansteckt, und die ersten weißen Rauchwolken aufsteigen, sacht und sehnsüchtig, wie der Duft einer Sommerblume.

„Wenn sie sich nur ganz langsam ausrachen würde, diese süße Zigarette“, denkt Irene, „denn so lange bleiben wir ja sicher noch hier. Es ist unheimlich, wie die Zeit raft, wenn man zusammen im Café sitzt.“

„Weshalb rauchen Sie eigentlich nicht?“ Ja, lieber Himmel, weshalb raucht sie nicht! Auch kolossal wichtig übrigens, ob sie raucht oder nicht!

„Ich habe gar keinen Genuß dabei. Schmeckt sie Ihnen denn?“ Blödsinn wieder! Sonst würde er sie doch sicher nicht rauchen!

„O ja, sicher! In unserer Familie sind alle leidenschaftliche Raucher!“ — Zitternd lösen sich wieder ein paar Rauchwolken los, wie heimliche Zärtlichkeiten, um dann in Seligkeit zu vergehen.

„Aber das Rauchen ist doch sehr teuer, nicht wahr?“ fragt Irene. Was man da zusammenschwacht! Zudem dürfte für ihn gar nichts teuer und gut genug sein!

„Na, ja“, sagt er, „aber dafür trinke ich kein Bier. Eine Leidenschaft muß der Mensch ja schließlich haben. Sie lernen es vielleicht auch noch!“

Ihre Hände berühren sich wie zufällig, während er die Asche von seiner Zigarette abstreift, aber sie bleiben doch sekundenlang aneinander liegen wie zwei suchende Falter. „Wenn wir noch öfter zusammen ins Café gehen“, sagt er leiser.

„Ja, vielleicht“, sagt sie lächelnd, und sieht in den weißen Rauch, der sich wie ein seliger Seufzer eben lösringt. Am Nebentisch sitzen Herr und Frau Kruppinger. Er raucht eine Zigarette, sie trällert nervös mit den Fingern. Diese ewige Raucherei! Diese Gemütsruhe wieder, mit der dieser Mann jetzt schon die dritte Zigarette raucht! Rücksichtslos! Geißt durch und durch! „Wenn wir aber jetzt nicht bald gehen, lieber Albert, dann wird es wirklich zu spät für denhut! hm! Bei Licht ist doch viel schweriger ausfinden! hm!“

„Na, du wirst doch noch etwas warten können, mein liebes Kind, ja? Bis ich meine Zigarette geraucht habe!“

Diese eine Stunde will ich doch wenigstens meine Ruhe haben!" Die Zigarette pafft dicke Rauchwolken aus.

"Gott, deine Ruhe! Du kannst ja nach dem Duftraufen noch ins Café gehen!"

"Ach so, deine Interessen gehen wieder einmal vor; Denk' ja gar nicht daran! Überhaupt, dein Hut ist noch gar nicht so übel!"

"Ach so, auf einmal! Sowie's ans Kaufen geht, da ist das Alte wieder gut genug! Aber vorher räsonnieren über das altmodische Zeug!"

"Ach Gott, was man mal so hinsagt! Lieber Himmel, was interessieren mich auch schließlich deine Hüte!"

"Na ja, das weiß ich ja schon lange. Dafür hast du ja überhaupt keinen Blick mehr! Du kennst ja nur noch deine Person!"

"Also, bitte, jetzt hör' auf mit der Räsonniererei! Wir sind hier schließlich nicht daheim, und ich will meine Ruhe haben!"

"Ja, ja, ich weiß schon, so wie es an meine Interessen geht, bist du nicht mehr zu haben. Aber ich kann mich den ganzen Tag abplagen für dich, das kann ich!"

"Also, jetzt still, bitte, ich habe dir schon einmal gesagt, wir sind hier nicht zu Hause, und ich will meine Ruhe haben!" Die Zigarette stößt wieder dicke Rauchwolken aus, die sich wie kleine Gewitterwolken ballen und dann zerstreuen.

An dem Tischchen am Fenster sitzt das Ehepaar Grün. Er liest die Zeitung, sie betrachtet sich die Leute, die draußen vorbeigehen. Blödsinnige Mode, dieses Jahr wieder, denkt Frau Grün. "Verflucht nochmal", sagt Herr Grün, der das Politische liest. "Om?" sagt seine Frau. Aber Herr Grün gibt schon keine Antwort mehr. Manchmal läßt Herr Grün die Zeitung sinken und stößt die Asche von seiner Zigarette. Dann liest er wieder weiter und jagt leichte, bedächtige Rauchwolken in die Luft. Frau Grün rührt manchmal in ihrer Kaffeetasse und betrachtet sich die Leute, die im Café sitzen. Lässig steigt der weibliche Rauch zwischen ihnen auf, wie ein müder Seufzer. Die Uhr schlägt. Eine Fliege setzt sich auf den Rand der Kaffeetasse und fliegt wieder weg. Herr Grün liest jetzt die Inserate, das Feuilleton hat er übersprungen. Frau Grün betrachtet sich die Leute, die eben hereingekommen sind. Die Zigarette qualmt leise auf, langsam, wie ein müdes Gähnen, steigen die Rauchringel in die Luft.

Eine zweite Fliege setzt sich sekundenlang auf die Kaffeetasse und fliegt wieder davon.

Herr Grün hat die Inserate überflogen und sieht nach der Uhr. "Na, wollen wir so langsam —" Frau Grün sagt: "Ja, es wird Zeit! Ich muß noch Bohnen püken für morgen!" Die Zigarette stößt einen letzten keuchenden Hauch aus, dann verglimmt sie leise. Ein Häufchen Asche unter sich, wie der trübseelige, zerkrümelnde Staub einer Blume, die lange Jahre eingepreßt zwischen vergilbten Blättern gelegen hat.

Auch die Zigarette am mittleren Tisch ist ausgeraucht. Herr Kruppinger ist aufgestanden und zerdrückt den Rest der Zigarette auf dem Teller. Ein letzter weiblicher Hauch zischt auf wie ein kurzer, pfeifender Fluch, und ein bitter-scharfer Geruch liegt über dem kleinen Teller.

Nur an dem Tisch links in der Ecke schwebt es über der verlöschenden Zigarette wie ein letzter, mattgoldener Ring und wie ein Duft von roten Rosen.

Selim Pechliwan.

(Aus dem Leben eines Räuberhauptmanns.)

Von Hugo v. Koller.

Nicht nur die muslimanische Bevölkerung in dem damals neu errichteten Fürstentum Bulgarien, das in diesem Jahr sein fünfzigjähriges Bestehen feiert, sondern auch der Sultan Abd ul Samid selbst und seine Regierung in Konstantinopel wollten sich mit der durch den Frieden von St. Stefano am 2. März 1878 geschaffenen neuen Lage nicht so ohne weiteres abfinden. Die nunmehr christliche Herrschaft über die bis dahin türkische Provinz erschien den Muslimen untragbar. Wenn auch die türkische Regierung sich den Beschlüssen der Grobmächte auf dem vom Fürsten Bismarck einberufenen Berliner Kongreß „offiziell“ beugen mußte, so spann sie doch geheime Fäden zwischen Konstantinopel und den unzufriedenen Muslimen in dem jungen Fürstentum.

Kaum hatte der deutsche Prinz Alexander von Battenberg den bulgarischen Thron bestiegen, als schon wie ein verheerendes Element die türkischen Räuberbanden das Land überfluteten. Nordend, brennend und raubend streiften sie, besonders in Ostbulgarien, von der Donau bis in die Wälder des Tirnowoer Balkans umher, und grauenerregend waren die Blutspuren, die ihre Wege kennzeichneten. Die Gerüchte, daß die Banden von Konstantinopel aus organisiert und unterstützt wurden, fanden bald ihre Bestätigung durch

Gefangene, die lebend in die Hände der von russischen Offizieren geführten bulgarischen Truppen fielen.

Der mächtigste und gefürchtetste Räuberhauptmann war Selim Pechliwan, ein Riesentier von kolossalem Leibesumfang. Infolge seiner Körperschwere konnte er nur mit Hilfe seiner Diener in den Sattel steigen. Er stand in dauernder Verbindung mit Konstantinopel, von wo er mit Geldmitteln, Waffen und Munition unterstützt wurde. Wie seine Leute ausagten, trug er stets einen Geldvorrat von etwa 10 000 türkischen Pfund (etwa 180 000 Mark) bei sich. Er führte eine Bande in Stärke von 250 Mann, gut bewaffnete und disziplinierte Leute, die Hälfte davon gut beritten. In einzelnen kleineren Gruppen operierten sie in der bulgarischen Dobrutscha bis südlich an den Balkan. In Selim Pechliwans Begleitung sollten sich auch zwei türkische Offiziere befinden, die im Besitze von Generalstabskarten des östlichen Bulgariens waren.

Selim Pechliwan hatte im Walde südlich von Silistria sein Hauptquartier, das einem befestigten Lager glich. Nur in den dringendsten Fällen verließ er persönlich diesen Schlupfwinkel. Von hier aus dirigierte er seine Unterführer mit kleineren Banden in die Steppen und Wälder, ließ Dörfer plündern und niederbrennen, Männer, Frauen und Kinder morden, und die muslimanische Bevölkerung gegen die christliche Regierung aufreizen.

Selim Pechliwan war der Räuberhauptmann größten Stils. Gestützt auf seine Macht hielt er sich für unüberwindlich, er fühlte sich als Herr über Leben und Tod in der Dobrutscha. Seine Frechheit ging so weit, daß er oft die gegen ihn geschickten Truppenkommandanten auffordern ließ, ihn anzugreifen. Leider aber waren damals viel zu wenig Truppen in die Dobrutscha geschickt, und diese bestanden noch dazu aus jungen, noch nicht fertig ausgebildeten Soldaten. Mit solcher Minderheit an Kräften wäre ein Versuch, Selims ganze Bande mit einem Schlage zu vernichten, aussichtslos gewesen. Artillerie kam gegen Räuberbanden leider überhaupt nicht zur Verwendung.

Die Greuelthaten der türkischen Räuberbanden nahmen unter diesen Umständen derart überhand, daß sich endlich auch an den maßgebenden Stellen die Einsicht Bahn brach, es müsse mit erheblich stärkeren Truppenverbänden gegen die Räuber vorgegangen werden.

Es wurde eine Anzahl russischer Truppenkommandeure nach Silistria zusammengerufen, um gemeinsame Maßnahmen zur Vernichtung der Räuber zu beraten.

Zu jener Zeit war ich, als Offizier in der bulgarischen Armee, mit meiner Schwadron ebenfalls in die Dobrutscha gegen die Räuber kommandiert und hatte wiederholt schon Kämpfe mit Leuten Selim Pechliwans ausgefochten. Manch' einen dieser Banditen hatte ich abgeschossen oder am Galgen enden lassen, aber der Komitabschluß wurden anscheinend immer mehr. Ich freute mich, daß nun endlich in größeren Verbänden vorgegangen werden sollte, und bedauerte nur, daß nicht auch ich zu der Beratung nach Silistria kommandiert war.

Selim Pechliwan war durch eine wohlorganisierte Spionage stets von allem, was ihn bedrohte, unterrichtet, und hatte auf unerklärliche Weise auch Kenntnis von der Berufung der russischen Offiziere nach Silistria bekommen.

Er befand sich damals schon in schwieriger Lage. Man hatte ihn von Konstantinopel aus im Stich gelassen. Seine Vorräte an Geld und Munition schrumpften zusammen, und er sah mit banger Sorge dem Zeitpunkt entgegen, wo er seine Leute nicht mehr würde bezahlen können. Er wußte wohl, daß dann sein eigenes Leben in Gefahr kam. Die Beute bei den Raubüberfällen wurde in dem verarmten Lande immer geringer und reichte keineswegs aus zum Unterhalt seiner großen Bande. Seine dringenden Bitten um weitere Unterstützung, selbst der Hinweis darauf, daß er bereits seine eigenen Mittel verbrauchte, wurde von Konstantinopel nur mit dem Versprechen beantwortet, daß ihm alles ersetzt werden würde, sobald er im Winter nach Samsbul zurückkehre. Selim kannte den Wert solcher Versprechungen, und hatte daher bereits den Entschluß gefaßt, schon jetzt Bulgarien zu verlassen. Nur die Erwägung, wie er mit heiler Haut aus dem Lande kommen könnte, machte ihm noch Schwierigkeiten. Vielleicht bot die Kommandierung der Offiziere nach Silistria ihm Gelegenheit, das Problem zu lösen. Er holte zu einem großen Schlage aus.

Alle nach Silistria führende Straßen ließ er von starken Abteilungen seiner Bande besetzen. Und das kühne Unternehmen glückte. Fünf russische Offiziere — ein Major, drei Hauptleute und ein Rittmeister — wurden mit ihren fünf Begleitern aus dem Hinterhalt überfallen und umzingelt. Angeblich hatten sie keine Zeit gefunden, von der Waffe Gebrauch zu machen; der ungeheuren Übermacht gegenüber würde auch jeder Widerstand nutzlos gewesen sein. Sie wurden entwaffnet und mit verbundenen Augen stundenlang durch die Wälder geführt bis in das Hauptquartier Selim Pechliwans.

Der Banditenchef empfing die Gefangenen mit überlegener Verabfassung. Er legte ihnen ein in türkischer und russischer Sprache abgefaßtes Schriftstück vor, demzufolge ihm selbst sowie seinen Leuten freier Abzug aus Bulgarien gewährleistet würde. Die fünf Offiziere sollten dies Abkommen mit ihrem Ehrenwort verbürgen. Selim Beshliwan ließ ihnen eine Viertelstunde Zeit. War das Schriftstück dann nicht unterschrieben, so würden sie sämtlich sofort aufgehängt werden! Die Offiziere unterschrieben, da „sie sich in einer Zwangslage befanden“.

In ihre Garnisonen zurückgeführt, meldeten sie den Vorfall sofort den vorgesetzten Dienststellen. Binnen 24 Stunden wurden sie sämtlich nach Rußland zurückschickt. Dem Häuptling wurde der ihm ehrenwörtlich zugesicherte freie Abzug gewährt.

Etwa acht Jahre später, als ich dann Beamter der deutschen Botschaft in Konstantinopel war, hatte ich häufig auf der hohen Pforte und auf den einzelnen Ministerien zu tun. Auf den langen und breiten Korridoren saßen dort, in Ermangelung von Wartezimmern, auf dem Fußboden die Menschen herum, die irgend ein Anliegen hatten, und es dauerte oft wochen-, monats- und jahrelang, bevor sie vorgekommen wurden. Vor dem Eingang zum Ministerium des Innern fiel mir mit der Zeit ein menschliches Wesen auf, das dort stets mit unter den Leih gezogenen Füßen an der Erde lauerte; der Mann machte den Eindruck eines Dioten. Schließlich interessierte er mich, ich hätte ihn gern einmal angesprochen, um zu erfahren, was den Unglücklichen wohl bedrückte. Es war indessen nicht ratsam, besonders für einen Botschaftsbeamten, in den Vorräumen türkischer Behörden im Gespräch mit Individuen gesehen zu werden, von denen man nicht genau wußte, wer es war. Zufällig begegnete ich einmal gerade an der Stelle, wo das menschliche Ungeheuer saß, einem mir bekannten Beamten des Ministeriums. Wir begrüßten uns, und ich bemerkte, wie der türkische Effendi einen unfreundlichen Blick auf den am Fußboden Kauernden warf. „Effendi“, fragte ich, „kennen Sie vielleicht diesen Mann?“ — „Allerdings“, lautete die Antwort, „es ist ein uns höchst unbequemer Komparant, der uns dauernd belästigt, um ganz unsinnige Forderungen durchzudrücken.“ — „Ich sehe ihn seit Jahren hier“, warf ich ein. — „Ja — seit Jahren! Er heißt Selim Beshliwan.“ — „Oh — Selim Beshliwan! Den kenne ich ja aus der Zeit, als er Führer einer Räuberbande in Bulgarien war. Ich möchte mit ihm mal sprechen.“ — „Tun Sie es lieber nicht“, wehrte der Beamte ab und zog sich auffallend schnell zurück.

Vielleicht war es verhängnisvoll für Selim Beshliwan geworden, daß ich mich für ihn interessiert hatte. Seit diesem Tage war er spurlos verschwunden! Wo und wie mag der einst so mächtige Banditenführer geendet sein?

Musikanten.

Von Gideon Göße.

Klinget ihr Töne und steigt auf aus dem Staub der Landstraße in die Regionen des Unendlichen. Singe, o Sänger aus Napoli. Deine glutheligen und nach Erlösung schreienden Volksgesänge! Spielt, ihr Vagabunden, die ihr herumirrt und nach einer Heimat sucht, die leider noch nicht von dieser Welt ist!

Es war spät geworden. Zu lange waren wir mit Landsleuten in Santa Margherita am Golfe di Tigullio beim verlegenden Chianti geseßen, als daß wir noch die letzte Bahn nach Rapallo erreicht hätten. Es tat uns nicht leid. Die Straße von Santa Margherita nach Rapallo führt dem Meer entlang und durch Orangenhaine. Der Mond stand am staubblauen Himmel. Und die Nacht war schön.

Wir wanderten. Hohl klangen unsere Schritte auf dem Straßenpflaster. Irgendwo brannte ein einsames Licht. Alles schlief, ruhte, atmete Frieden.

Steil wölbte sich die Straße über dem Meer, das leise und vertraulich gegen das Ufer plätscherte und das Mondlicht aufzog. Schlanke Pinien erzählten sich flüsternd seltsame Geheimnisse.

Aus der Dunkelheit ertönten Schritte. Sie kamen näher und näher. Und jetzt standen sie vor uns, die vier Musikanten, der eine aus Napoli, der andere aus Bologna, der dritte aus Tarent und der vierte, ein versprengter Österreicher, aus Fiume. Schon früher einmal hatten wir sie getroffen, als sie, in einem Rapaller Grandhotel brünstigen Gents um einen Hundelohn zum Tanz aufspielten. Und damals hatten wir sie bedauert, weil wir den Zwang fühlten, mit dem sie ihre acht Stunden absolvierten. Man stelle sich vor: Musiker und Nachtstudenten.

Der Geiger nahm die Geige und legte seinen Geigenkasten in den Straßengraben so sorgsam, wie eine Mutter

in die Wiege ihr Wiegenkind. Der Harfner entfernte das Bachstuch von seiner Harfe und setzte sich bereit an den Straßenrand. Der Cellopieler rieb seinen Bogen geschmeidig und der Sänger reckte den Kopf hoch und sah stolz wie ein König hinweg über das feuerlisternde Meer.

Und während die Brandung ihr ewiges Lied raufte, und in den Zitronenhainen Moria von kleinen Leucht-tierchen schwärmten, rang sich eine Melodie durch die Welt, klagend und einsam, rührend und sitternd, eindringlich und klar.

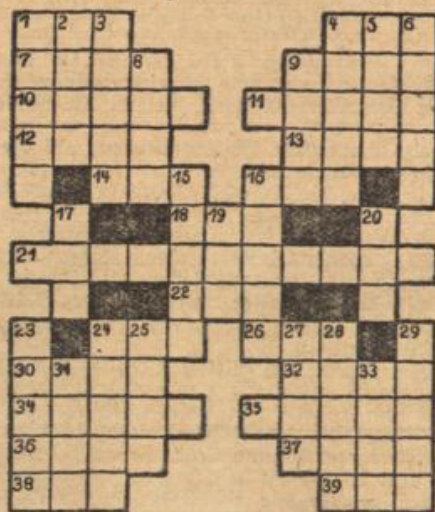
Dann wechselte der Rhythmus. Heftig und ungestüm führte die Geige. Drohend und dumpf wie ein fernes Gewitter rollte das Cello. Hart klang die Harfe wie brechendes Glas. Und dann tobte er los, der todwunde Heimwehschrei des Sängers, der durch die Welt irren muß und nirgends zu Hause ist, dessen Nachtlager die Gasse bedeutet und auf den von den Mitmenschen der Hund geheßt wird und der zu seinem Vater im Himmel fleht: „Warum hast du mir das getan?“

Doch durch die Nacht spannt sich Sternklarheit und aus tauenden Blüten duftet Frühling und Lust. Die jagenden Dissonanzen erlösen sich in Harmonien und die gärende Vielheit wird zu einer alles umfassenden Einheit. In einem lächen Jubel zerfließt die Nacht.

Wortlos packten die vier Musikanten ihre Instrumente ein. Auf den Zehenspitzen tappten sie davon, um den Frieden nicht zu stören, der von oben gekommen ist. Der Mond tritt hinter eine Wolkenwand und in der Ferne kündigt ein leichter Streifen das Nahen eines neuen Tages.

Habt Dank, ihr königlichen Wanderer von der Landstraße, die ihr euer Menschenlos als wahre Helden trägt, die ihr aus dem Leben eine Kunst macht und ein lauchendes Spiel. Habt Dank, ihr Tapferen, habt Dank!

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Wintersportgerät. 4. Türkischer Name. 7. Pflanze (Abführmittel). 9. Tonstück. 10. Stadt im bisherigen Bogen. 11. Weiblicher Vorname. 12. Auszug. 13. Bedeutung. 14. Raubvogel. 16. Olivenöl. 18. Lateinisch für Recht. 21. Behälter zum Auffangen von Regen. 22. Persönliches Fürwort. 24. Amerikanischer Erzähler. 26. Germanischer männlicher Dämon der Gewässer. 30. Luftgeiß. 32. Ozean. 34. Umstandswort der Zeit. 35. Neuzeltlicher Tanz. 36. Weiblicher Vorname. 37. Verbindungsnagel. 38. Teil des Wagens. 39. Nebenfluß des Rheins vom Schwarzwald. — Senkrecht: 1. Italienisch für Sprung. 2. Mule. 3. Nachfolger des Moses. 4. Monat. 5. Flachs. 6. Weiblicher Vorname. 8. Kleiner Prophet. 9. Rastplatz in der Wüste. 15. Großer Mann. 16. Himmelsrichtung. 17. Luftförmiger Körper. 19. Kanton. 20. Weiblicher Vorname. 23. Operettenkomponist. 24. Gewicht. 25. Griechisches Gebirge (Todesstätte des Herakles). 27. Mohammedanisch für Glaube, Verehrung. 28. Stimmgedicht, Epigramm. 29. Musikinstrument. 31. Weiblicher Vorname in Reinform. 33. Ringelwurm.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 238: Wagerecht: 2. Ford. 5. Kohl. 6. Reiz. 7. Olga. 8. Lache. 10. Dumas. 13. Horaz. 16. These. 19. Ruie. 20. Kern. 21. Elle. 22. Oder. — Senkrecht: 1. Bosja. 2. Floß. 3. Drau. 4. Afta. 8. Lech. 9. Chor. 11. Mine. 12. Same. 14. Oer. 15. Arno. 17. Heer. 18. Salm.